

„Leben heißt Bedeutung hervorbringen.“ – Sartres Existenzielle Psychoanalyse als Beitrag für eine Konzeptualisierung von Salutogenese

OTTOMAR BAHRS

Zusammenfassung

Sartres existenzielle Psychoanalyse bietet ein Konzept an, das Lernprozesse im Sinne sich aus gestaltender Identitäts- und Persönlichkeitsbildung im Kontext familialer Interaktionen vor dem Hintergrund sozialer, kultureller und historischer Konstellationen und ihrer Repräsentanz in kulturellen Deutungsmustern beschreibt und dies in Einzelfallstudien exemplarisch ausführt. Denn „der Mensch ist niemals (...) ein Individuum: man sollte ihn besser ein einzelnes Allgemeines nennen“ (Sartre 1977-79, Bd. 1: 7).

Sartre und Antonovsky haben, obgleich annähernd Zeitgenossen, nicht aufeinander Bezug genommen. Aber es gibt Schnittpunkte. Antonovsky, von einer epidemiologisch ausgerichteten Stressforschung kommender Soziologe, suchte die Entstehung – je subjektiver – Gesundheit vor dem Hintergrund der jeweils verfügbaren (immateriellen und materiellen) Ressourcen einerseits und der biographischen Lernerfahrungen andererseits nachvollziehbar zu machen. Herausgefordert von der Figur des *positiv abweichenden Falls*, der nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit nicht zu erwarten war, fragte er nach dem Muster, das Unmögliches möglich werden lässt (Antonovsky, 1997). Sartre begründet seinen Anti-Determinismus zunächst philosophisch: wie begrenzt die Handlungsmöglichkeiten erscheinen mögen – keiner ist aus der gleichzeitigen Freiheit und Notwendigkeit zur Wahl entlassen. Sartres zentrales Thema, *wie man sich zu dem macht, der man ist*, zielt über das Gegebene in Auseinandersetzung mit prägenden Einflüssen und im Hinblick auf eine offene Zukunft. Auch Sartre geht vom (sozial) abweichenden Fall aus, um die Regeln, nach denen sich Gesellschaftlichkeit immer vorläufig herstellt, nachvollziehbar zu machen und als veränderlich zu begreifen (Dörner, 1988).

Die Transformation von äußeren in innere Widerstandsressourcen ist Resultat eines (krisenhaften) Lernprozesses insbesondere in biographischen Umbruchssituationen und korrespondiert mit (möglicherweise veränderten) Bedeutungszuschreibungen im Kontext von Inter-Aktionen, Reflektionen und Erfahrungen. Sartre zeigt auf, wie – vermittelt über und ausgedrückt durch den (sozial) beseelten Körper (Leib) – die Herstellung von Gesundheit und Krankheit als gesamthafter, je individueller Prozess und als Teil und Ausdruck der jeweiligen Gesellschaftlichkeit erscheint. Sartres hermeneutisches Paradigma kann m. E. die gesundheitsbezogene Theoriebildung und -praxis bereichern.

Summary

Sartre's existential psychoanalysis provides a framework for understanding learning processes related to identity and personality development within family and social contexts, highlighting their cultural and historical influences. For „man is never (...) an individual: it would be better to call him a single universal“ (Sartre 1977-79, vol. 1: 7).

Although Sartre and Antonovsky were roughly contemporaries, they did not refer to each other. However, there are points of intersection. Antonovsky, a sociologist with a background in epidemiological stress research, sought to understand the development of health, however subjective, against the backdrop of the available (intangible and tangible) resources on the one hand and biographical learning experiences on the other. Challenged by the figure of the *positively deviating case*, which was not to be expected according to the laws of probability, he asked about the pattern that makes the impossible possible (Antonovsky, 1997). Sartre first justifies his anti-determinism philosophically; however,

limited the possibilities for action may seem, no one is exempt from the simultaneous freedom and necessity of choice. Sartre's central theme, *how one becomes who one is*, aims beyond the given in confrontation with formative influences and with a view to an open future. Sartre also starts from the (socially) deviant case to understand the rules by which sociality is always provisionally established as comprehensible and changeable (Dörner, 1988).

The transformation of external into internal resources of resistance results from a (crisis-ridden) learning process, especially during biographical upheaval. It involves changing attributions of meaning through interactions, reflections, and experiences. Mediated via the (socially) animated body, health and illness are seen as holistic, individual processes embedded in sociality. Sartre's hermeneutic paradigm offers valuable insights that can enrich health-related theory and practice by emphasizing interpretive understanding of individual health experiences.

Einleitung

Aaron Antonovsky hat das Vermögen zu gesunden bzw. gesund zu bleiben – neben den generalisierten Widerstandsressourcen wie ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital – auf den „sense of coherence“ zurückgeführt, eine grundlegende vertrauensvolle Weltorientierung, die sich lebenslang insbesondere vor dem Hintergrund von Gelingenserfahrungen bildet. Besonders wichtig sei dabei das Gefühl der Bedeutsamkeit, das sich aus der Erfahrung von Partizipationsmöglichkeit und Zugehörigkeit speist. Anders gesagt: das Kohärenzgefühl ist von Beginn an *beziehungsvermittelt*, und Antonovsky hebt dabei, bezugnehmend auf psychoanalytische Ansätze (siehe Meier Magistretti in diesem Heft), die besondere Relevanz der primären Bezugspersonen hervor. Bedeutsamkeit zu *fühlen* meint dabei, dass es mindestens einen zentralen Lebensbereich gibt, in dem es sich für die betreffende Person zu engagieren lohnt (Antonovsky 1997, S. 39) und das „ihre Augen zum Leuchten bringt“ (Machteld Huber). Doch wie entwickelt sich dieses grundlegende Gefühl im Verlauf des Lebens? Um dies zu erfahren, bräuchte es intensive Verlaufsstudien, die sehr aufwändig sind und die es bislang meines Wissens nur vor dem Hintergrund bereits als kritisch definierter Lebensereignisse bzw. Lebensphasen gibt. Avishai Antonovsky et al. (2022) heben hervor, dass sich qualitative Studien gerade zur Untersuchung von Entwicklungsprozessen besonders eignen und berücksichtigten für ihre Darstellung im Handbook of Salutogenesis auch solche Arbeiten, die unabhängig von Konzept und Terminologie der Salutogenese entstanden sind, aber eine salutogenetische Orientierung aufweisen. Ein solcher Ansatz ist m. E. die existenzielle Psychoanalyse von Jean-Paul Sartre, meisterhaft dargestellt in „Der Idiot der Familie“.

Warum Sartre?

Sich mit Bezug auf Gesundheit ausgerechnet auf Sartre (1905 – 1980) zu beziehen, mag verwundern: Er ist weder als Arzt noch als Gesundheitswissenschaftler bekannt geworden, sondern als politisch engagierter Philosoph und Schriftsteller.¹ Er war eine zentrale Figur des französischen Existenzialismus der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg und im öffentlichen Bewusstsein wesentlicher Gegenspieler von Präsident Charles de Gaulle (Lévy, 2005).

Im Sinne vorherrschender Vorstellungen von gesundheitsbewusstem Verhalten gilt er hingegen eher als Herausforderer denn als Modell: er war Kettenraucher, hat jahrelang Medikamentenmissbrauch zur Steigerung seiner Leistungsfähigkeit betrieben

und sein unglaubliches Arbeitspensum auch mit sich anbahnenden und später manifestierenden chronischen Erkrankungen (u. a. Diabetes und Schlaganfälle) sowie schließlich Blindheit aufrechterhalten. Den Preis dafür hat er bewusst in Kauf genommen (Lévy, 2005; de Beauvoir 1983). Seiner langjährigen Lebensgefährtin Simone de Beauvoir zufolge war es für ihn wichtiger, seine Flaubert-Studie zu Ende zu schreiben als nur gesund zu sein. Kein einfacher Patient also.

Aber: seine existenzielle Psychoanalyse mit dem Versuch, einen Menschen von innen heraus zu verstehen, liefert implizit einen Zugang zum Prozess der sinnhaften Entwicklung von Gesundheit und Krankheit und eröffnet damit einen Weg, „abweichendes Verhalten“ weder zu pathologisieren noch zu beschönigen, sondern als Lebensleistung zu beschreiben, die auf ihren Sinn hin befragt werden kann.

„Der Grundsatz dieser (existentiellen) Psychoanalyse ist es, dass der Mensch eine Ganzheit und keine Ansammlung von irgend etwas ist; dass es folglich in der bedeutsamsten und in der oberflächlichsten seiner Verhaltensweisen ganz und ungeteilt zum Ausdruck kommt – anders ausgedrückt, dass es keine Liebhaberei, keine Absonderlichkeit, keine menschliche Tätigkeit gibt, die nichts enthüllt.“ (Sartre 1980: 715)

Sartre hat das Konzept zwar vor allem am Beispiel von Künstlern entwickelt (Baudelaire, Flaubert, Genet, Mallarmé, und auch sich selbst), beansprucht aber allgemeine Geltung, sofern ausreichend Informationen vorhanden seien, die methodisch kontrolliert interpretiert werden (Sartre, 1977-1979, Bd. 1: 7).



Jean-Paul Sartre in Venedig (1951)

¹ Für eine weitergehende Analyse siehe u. a. Mayer & Bahrs, 2025.

Wie man sich zu dem macht, der man ist: Sartres existenzielle Psychoanalyse

Die existenzielle Psychoanalyse nutzt die von Sartre selbst entwickelte progressiv-regressive Methode (Sartre, 1964), bei der im ersten Schritt die verfügbaren biographischen Daten und die für das Verständnis erforderlichen Kontextinformationen gleichsam von außen objektivierend analysiert und daraus eine Arbeitshypothese gebildet wird, um dann im zweiten Schritt von den postulierten Ausgangsbedingungen ausgehend und sich in den Protagonisten einführend die Entwicklung fortschreitend nachzuzeichnen. Diese Art, die Entwicklung von innen heraus zu verstehen, nennt Sartre ein *erratendes Nacherfinden*. Für seine Studie über Gustave Flaubert hat er auf umfangreiches Quellenmaterial (Briefe, Aussagen von Zeitgenossen, Tagebücher, Texte von Flaubert selbst) zurückgegriffen. Trotz der empirischen Fundierung beansprucht Sartre keine historische Wahrheit. Ihm geht es um Plausibilität und Nachvollziehbarkeit. Der imaginative Prozess erlaube die größtmögliche Annäherung an die inneren Prozesse der betroffenen Person, die selbst im Augenblick ihres Handelns auch kein für sie selbst thematisierbares Bewusstsein über ihr Tun und die sie begleitenden Prozesse habe (Sartre, 1973, 1980). So sei das (fünfbändige) Buch über Flaubert denn auch wie ein Familienroman zu lesen.

Das erste Buch widmet sich den historischen und familiären Bedingungen, in die Gustave Flaubert hineingeboren wird und die ihn *konstituieren*.

„Das größte Abenteuer des Werkes besteht für mich im Ersten Teil als Ganzem. Wann hat jemand beim Versuch, einen Menschen zu verstehen, schon mal 660 Seiten auf die **vorgeburtliche Existenz** dieses Menschen verwandt?“ (Dörner 1980: 64, Hervorhebung OB)

Konstitution meint für Sartre nicht (vorrangig) das biologische Erbe, sondern das emotionale Klima und die Spielregeln, die den sozialen Platz beschreiben, der für Gustave Flaubert vorgesehen war. „Die grundlegenden Verhaltensweisen nimmt man nur an, wenn sie zunächst existieren.“ (Sartre 1977-1979, Bd. 1: 53) Gustave Flaubert wurde 1821 in Rouen geboren und lebte damit zur Zeit des zweiten Kaiserreiches. Sein Vater war ein erfolgreicher Chefarzt, der, aus dem Bürgertum stammend und der Aufklärung verpflichtet, sich seine soziale Position erarbeitet hatte und diese weitergeben wollte: er wünschte demnach einen (männlichen) Nachfolger. Gustaves Mutter stammte aus dem Adel, war somit „von Geblüt“ und gläubige Katholikin. Sie strebte danach, sich in einer Tochter zu verwirklichen. Ein Sohn und eine Tochter, so sah Sartre zufolge die Familienplanung aus, ein *jüngerer Bruder* war da nicht vorgesehen. Sartre beschreibt, dass vor und nach Gustave mehrere Söhne kurz nach ihrer Geburt wieder verstarben. In dieser Atmosphäre sei Gustave, einem Gegenstand gleich, nicht valorisiert und auf ein Leben vorbereitet, sondern eher emotionslos gegen den Tod gepflegt und so mit einer passiven Konstitution

ausgestattet worden.² „Flauberts Selbst (Moi) ist fremdstämmig.“ (Sartre 1977-1979, Bd. 1: 178) Die Passivität äußert sich in Willensbildung, Verhältnis zur Sprache sowie im Handeln. Er hat die Erfahrung authentischer Interaktionen nicht gemacht, keinen Sinn für Intentionalität entwickelt, lernt zum Unwillen seines Vaters schwer das Lesen und findet sich in der Rolle des „Idioten der Familie“ wieder.

In den beiden folgenden Büchern widmet sich Sartre der Art, in der Flaubert im Laufe seiner Entwicklung seine passive Konstitution lebt und erfährt, um sie dann gleichsam im Sinne einer zweiten Geburt sich zu eigen zu machen und zu überschreiten: *Personalisation*. So wird der Mangel zunächst gelebt – in der Übererfüllung vermeintlicher Aufgaben, der autosuggestiven Hervorbringung von Emotionen, der Flucht aus der Wirklichkeit im Rollenspiel und im Schreiben sowie schließlich Formen der Erniedrigung, die die empfundene Ablehnung spiegelt. Doch allmählich wandelt sich das Gelebte in Strategie, aus der passiven Aktivität wird aktive Passivität, mit der sich Flaubert zur Wehr setzt. Sartre beschreibt hier den Gleitflug als eine Form des scheinbaren Auf-sich-wirken-Lassens der Umstände, die wundersamerweise seine unausgesprochenen Absichten verwirklicht. Mit Formen der Selbstablehnung führt Flaubert sich und seiner Umgebung die erfahrene Ablehnung autoaggressiv vor und übertreibt die Rolle des Familienidioten in systematischem Misserfolgsverhalten. Sartre zeigt u. a. auf Basis von Themen und Motiven in chronologisch interpretierten Schriften des jungen Flaubert, wie sich die Widerständigkeit insbesondere gegenüber dem Vater, ohne offen zum Ausdruck gebracht zu werden, zu einem psychosomatischen Prozess organisiert, der seinen Höhepunkt in einem großen epileptischen Anfall des damals 23-jährigen Flaubert findet (vgl. Sartre, 1977-79, Band 4). Sartre interpretiert den Stress als gerichteten Prozess, als Einheit von Bedrohung und Abwehr, die u. a. auf dem Vater-Sohn-Konflikt bzgl. der Berufswahl (bürgerliche Existenz als Jurist oder Kunst) beruht. Der epileptische Anfall vertritt demnach die unmögliche Rede an den Vater, führt, einer Revolte vergleichbar, die Unmöglichkeit die zugeschriebene Rolle zu übernehmen vor und wird zur Bedingung des Schriftsteller-Werdens. Flaubert macht sich zu dem, der er ist: Die Krise ist Erkrankung und Gesundheit zugleich.

„Flaubert betrachtet seine Neurose (...) als das bezeichnendste Faktum seines Lebens: (sie ist kein Zwischenfall, sondern (...)) er selbst, insofern er geworden ist, was er war; er hat niemals gedacht, (...) dass er sich seiner Krankheit anpasse oder anpassen würde, sondern ganz im Gegenteil, dass seine Krankheit selbst Anpassung sei: kurz, er hielt sie für eine Antwort, für eine Lösung.“ (Sartre 1977-1979, Bd. 4: 50, Hervorhebung OB)

Im letzten Teil seiner Studie wirft Sartre die Frage auf, wie ein Neurotiker Weltliteratur machen konnte und wirft damit die Frage nach dem Verhältnis zwischen Schriftsteller und Leser auf. Dabei

² „Sartres Darstellung der menschlichen Entwicklung (...) nimmt eine zentrale Erkenntnis der zeitgenössischen Bindungstheorie vorweg: Eine sichere Beziehung zu einer primären Bezugsperson spielt eine entscheidende Rolle für die Entwicklung eines gesunden Selbstbewusstseins.“ (Quackenbush et al. 1916: 362, Übersetzung durch mich, OB)



Foto 2: Sartre 1970 beim Protest gegen staatliche Maßnahmen gegenüber der oppositionellen Zeitschrift „La cause du peuple“

entwickelt er die These, dass die von Flaubert entwickelte ästhetische Haltung, mit der er sich einer eingreifenden Praxis im Alltag entzog, der scheinbar unparteilichen Haltung entsprach, mit der das Bürgertum und die *littérature désengagée* das Scheitern der 1848er Revolte begleitet hat (Sartre, 1977-1979, Bd. 5). Sartre diagnostiziert hier eine *objektive Neurose*, d. h. eine die Gesellschaft insgesamt kennzeichnende Fehl-Haltung („Zeitgeist“), der er sich selbst gegen und nach dem Ende des zweiten Weltkrieg mit seiner eigenen Positionierung z. B. als Initiator der Zeitschrift *Les temps modernes* und als kritischer Intellektueller entgegengestellt hat (siehe z. B. Foto 2).

Sartre erreicht hier eine Ebene personenübergreifender Welt-sicht, die auch Antonovsky für das Kohärenzgefühl postuliert, aber nicht ausgearbeitet hat (Antonovsky, 1997: 154f). Sartre geht davon aus, dass sich im Besonderen immer zugleich Allgemeines exemplarisch darstellt.

„Der Mensch ist niemals (...) ein Individuum: man sollte ihn besser ein *einzelnes Allgemeines* nennen: von seiner Epoche totalisiert und eben dadurch allgemein geworden, retotalisiert er sie, indem er sich in ihr als Einzelheit wiederhervorbringt.“ (Sartre 1977-79, Bd. 1: 7; Hervorhebung OB)

Exkurs: Kurzinterview mit ChatGPT zum Verhältnis von SOC und projet fondamental

Da ich keine explizite Thematisierung des Verhältnisses von Salutogenese und existenzieller Psychoanalyse gefunden habe, habe ich ein Interview mit ChatGPT geführt. Das war ergiebiger, als ich vermutet hätte. Als Ergebnis lässt sich ein wechselseitiges Ergänzungsverhältnis formulieren: Salutogenese könne als eine „empirische Gesundheitswissenschaft der existenziellen Psychoanalyse“ gelesen werden. Umgekehrt liefere Sartres Ansatz den philosophischen Unterbau für das, was Antonovsky als Kohärenzgefühl konzeptualisiert: den existenziellen Akt, sich trotz Widrigkeiten eine Welt als sinnvoll zu erschließen. Das Zusammenspiel beider Konzepte ließe sich so fassen: Sartres grundlegendes Projekt („*projet fondamental*“) ist der „*Kompass*“ der jeweiligen Existenz, der jeweilige SOC die „*innere Stabilität*“, die es erlaubt, den



Foto 3: Sartre-Statue in Litauen.

Quelle: Pixabay. Freie kommerzielle Nutzung,

gewählten Weg auch in chaotischen Umständen zu gehen. Das Kohärenzgefühl ist eine **Haltung** gegenüber der Welt, getragen von einem Grundgefühl des Zuhause-seins, aber keine **Entwurfsbewegung** auf die Zukunft hin. Sartres projet fondamental dagegen ist originär (präreflexiv) zukunftsgerichtet, keine Haltung, sondern eine **Ausrichtung** im Sinne des Sich-selbst-Voraus-Seins (siehe Foto 3). Die Zukunft entscheidet über die Gegenwart (nicht umgekehrt). „Für Sartre – und dem geht er in allen seinen Essays zu seiner existentiellen Psychoanalyse nach – zählt allein jene kleine Bewegung, die aus einem völlig konditionierten sozialen Wesen eine Person macht, die nicht die Totalität dessen wiedergibt, was sie empfangen hat“ (Lévy, 2005: 302)

Methodisch gesehen stehen Antonovskys biographiebezogene Forschung und Sartres Flaubert-Analyse auf derselben Ebene – narrative, tiefenhermeneutische Erkundungen des Umgangs mit Faktizität. Beide verwenden einen holistischen und personenzentrierten Ansatz. Der Unterschied liegt vor allem darin, ob das Ergebnis als „*Gesundheit*“ (Antonovsky) oder als „*Lebensprojekt*“ (Sartre) gefasst wird. Interessanterweise spielen Krisen sowohl für die Entwicklung des SOC wie für die Ausgestaltung des projet fondamental eine zentrale Rolle: sie fordern heraus zur Neugestaltung der Ich-Welt-Beziehung (einschließlich der Selbstdefinition) und damit zur Ausdifferenzierung des grundlegenden Projekts. Ein wesentlicher Unterschied besteht in der jeweiligen Konzeptualisierung des Körpers bzw. Leibes: während sich Kultur und Sozialität im Konzept der Salutogenese dem Körper als Ressourcen bzw. Risiken einschreiben und dessen Funktionieren ermöglichen bzw. begrenzen, ist der derart geformte Leib in der existenziellen Psychoanalyse seinerseits Teil einer gesellschaftlichen Praxis, die verändernd Kultur und Gesellschaftlichkeit gestaltet. Vor allem aber thematisiert Sartre die Rolle von Körper und Leib in der unmittelbaren Interaktion und richtet den Blick auf die soziale Konstruktion von Machtbeziehungen und Stigmatisierungsprozessen (Mirvish, 1996).

Zusammenfassung

Die basale Einstellung zur Welt, bei Antonovsky als Kohärenzgefühl benannt, hat im Sartreschen Konzept ihre Entsprechung im grundlegenden Entwurf. Dieser ist beziehungsvermittelt und leibbezogen und wird im Laufe des Lebens vom vorgefundenen Mandat zur eigenen Mission ausdifferenziert: Man macht sich zu dem, der man ist.

Die soziale Welt ist (auch) eine Bedeutungswelt. Jede Entäußerung – Handeln, Sprache, Gesten, usw. – transportieren (auch) „Sinn“, machen Gebrauch von sozial vermittelten Bedeutungen und sind selbst Ausdrucksgestalten. („Textparadigma“, Brunkhorst 1980). Verstehen ist im Sinne Sartres ein „*erratendes Nach-erfinden*“ und macht vom „sense for coherence“ Gebrauch (siehe Meier Magistretti in diesem Heft). Menschen sind, funktional betrachtet, Dinge unter Dingen, zugleich aber bedeutungstragende und Bedeutung erzeugende Wesen. Heilkunst ist daher immer auch Hermeneutik.

Sartre und Antonovsky legen beide eine systemische und prozessbezogene Betrachtung nahe. Dabei bevorzugt die Rezeption der Salutogenese einen kausalanalytischen Ansatz, während Sartre explizit finalistisch argumentiert. Krisen sind zugleich potentielle Wendepunkte, so dass die Frage lohnt, wofür die Krise einmal gut gewesen sein kann. Die *grundlegende Wahl* wird immer erneut getroffen, und auch bezüglich der Symptombildung ist zu überlegen, in Bezug auf was diese eine Lösung sein kann.³ Ein Einbeziehen der Leibphänomenologie Sartres kann das Salutogenese-Konzept ergänzen.

Sartre insistiert: wenn auch „der Andere“ ein „Ich“ ist, muss auch dieser als bedeutungsvoll akzeptiert und behandelt werden. Frei kann nur sein, wer auch die Freiheit des anderen ermöglicht (Mirvish, 1996). Während Antonovsky auf die Förderung salutogener Ressourcen und damit den Abbau von sozialer und gesundheitlicher Ungleichheit zielt, plädiert Sartre für eine Gesellschaft der Vielfalt von „Brüdern“ (oder „Schwestern“) und damit der Negation von Diskriminierung und Stigmatisierung. Beide akzentuieren damit unterschiedliche Aspekte sozialer Emanzipation.⁴

Literatur

1. Antonovsky, A., Franke, A., & Schulte, N. (1997). Salutogenese: Zur Entmystifizierung der Gesundheit. dgvt Verlag.
2. Antonovsky, A., Olswang, G. P., & Vaandrager, L. (2022). Qualitative Approaches to the Study of the Sense of Coherence. The handbook of salutogenesis, 581-609.
3. Bahrs, O. (2015). Jean-Paul Sartre »Der Idiot der Familie« – ein Beitrag zu einer methodischen Grundlegung einer salutogenetisch orientierten Aufstellungspraxis. Mayer, C.H. & Hausner, S. (Ed.). Salutogene Aufstellungen – Beiträge zur Gesundheitsförderung in der systemischen Arbeit (pp. 243-273). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
4. Betschart, A. (2017). Sartre and humanistic psychotherapy. Extended version of a presentation given at the NASS conference 2017 at the University of La Verne (Cal./USA). <https://sartreonline.com/HumanisticPsychotherapy.pdf>, letzter Zugriff am 5.12.2025.
5. Brunkhorst, H. (1980). Wie man sich zu dem macht, der man ist. Traugott König (Hg.), Sartre Flaubert lesen. Essays zu „Der Idiot der Familie“, Reinbek bei Hamburg, 27-43.
6. Dörner, K. (1988). Über die Randständigkeit des Menschen. König, T. (ed.). Sartre – Ein Kongress (pp. 451-460). Reinbek: Rowohlt.
7. Lévy, B.-H. (2005). Sartre – Der Philosoph des 20. Jahrhunderts. München: dtv (Die französische Ausgabe (Le siècle de Sartre. Enquête philosophique). Paris: Gallimard).
8. Mayer, C.H., Bahrs, O. (2025). Jean-Paul Sartre: Psychobiographical Investigations of a Political Philosopher, Writer and Thinker. In: Mayer, CH., van Niekerk, R., Banai, M. (eds) Psychobiographies of political leaders from across the world. Palgrave Macmillan, Cham. https://doi.org/10.1007/978-3-031-73939-2_4
9. Mirvish, A. (1996). Sartre on embodied minds, authenticity and childhood. Man and World, 29 (1), 19-41.
10. Morris, K.J. (Editor). Sartre on the body. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2010
11. Quackenbush, S.W., Lockwood, A.K., Car, T.G. (2016). „And yet your duty is to hope“: The positive psychology of Jean-Paul Sartre; Theory & Psychology, 2016, Vol. 26(3) 360–376.
12. Sartre, J.P. (1964). Marxismus und Existenzialismus. Reinbek: Rowohlt.
13. Sartre, J.P. (1965). Die Wörter. Reinbek: Rowohlt
14. Sartre, J.P. (1973). Bewusstsein und Selbsterkenntnis. Reinbek: Rowohlt.
15. Sartre, J.P. (1977-1979). Der Idiot der Familie. 5 Bände. Reinbek: Rowohlt.
16. Sartre, J.P. (1978). Baudelaire. Reinbek, Rowohlt.
17. Sartre, J.P. (1980). Das Sein und das Nichts. Reinbek: Rowohlt.
18. Sartre, J.P. (1982). Saint Genet, Komödiant und Märtyrer. Reinbek, Rowohlt.
19. Sartre, J.P. (1983). Mallarmés Engagement. Reinbek, Rowohlt.

Dr. Ottomar Bahrs

war als Medizinsoziologe wissenschaftlicher Mitarbeiter, Projektleiter und Lehrender an medizinsoziologischen, -psychologischen und allgemeinmedizinischen Instituten der Universitäten in Göttingen, Hannover und Kassel. Heute ist er im Ruhestand, Sprecher des Dachverbands Salutogenese, freier Mitarbeiter am Institut für Allgemeinmedizin der Universität Düsseldorf und Lehrbeauftragter u. a. am Gesundheitscampus in Göttingen zu Fragen der Salutogenese, Gesundheitsförderung und Prävention, Interprofessioneller Kooperation, Selbsthilfeförderung, der Arzt-Patienten-Beziehung und dem Umgang mit anhaltenden Problemlagen sowie Stigma. Er koordiniert qualitativ orientierte Forschungsaktivitäten zu Salutogenese und Positive Health und ist Co-Sprecher des Dachverbands Salutogenese und gemeinsam mit Barbara Doss Herausgeber der Zeitschrift „Der Mensch – Zeitschrift für Salutogenese und anthropologische Medizin“.



Quelle: Autor

Kontakt: Dr. Ottomar Bahrs, Dachverband Salutogenese, Immanuel-Kant-Str. 12, 37083 Göttingen; Tel: 0049(0)551-42483; email: obahrs@gwdg.de.

3. Einer der besten Sartre-Kenner der Gegenwart, Alfred Betschart, hat in einem Beitrag über Sartres Verhältnis zur humanistischen Psychotherapie drei zentrale Aspekte hervorgehoben, die für die humanistische Psychotherapie konstitutiv sein und m. E. auch das Konzept der Salutogenese ergänzen können: 1. die grundlegende Wahl als über die erlittene Gegenwart hinausweisende Eigenaktivität; 2. die Überwindung der Körper-Seele-Trennung mit der Unterscheidung von präreflexivem und reflexivem Bewusstsein (und damit der Möglichkeit, das Unbewusste zugleich zurückzuweisen und in seiner Wirkung anzuerkennen, d. h. als strukturiert-strukturierend (oder auch umgekehrt) zu fassen sowie 3. das Prinzip Hoffnung und die Gegenseitigkeit als fundamentales wirkliche Gesellschaftlichkeit konstituierendes ethisches Prinzip. (Betschart, 2017)

4. Quackenbush et al. heben hervor, „dass Sartres Betrachtung der Freiheit als „Fundament aller Werte“ als Verteidigung der Großzügigkeit und als wichtigste psychosoziale Tugend verstanden werden kann. Für Sartre ist authentisches Dasein nicht einfach das Streben nach subjektivem Wohlbefinden oder dem Erwerb einer Reihe konventioneller Tugenden und Charakterstärken. Vielmehr ist Authentizität am besten als ein (ganzheitlich verstandenes) Leben zu verstehen, das sich selbst als Geschenk an den Anderen anbietet – eine Freiheit, die ihre Menschlichkeit verwirklicht, indem sie andere Freiheiten fördert.“ (Quackenbush et al., 2016: 360, Übersetzung durch mich, OB)